

Selig, die Frieden stiften (Mt 5,9)

Gewaltsame Konflikte prägen unser Leben. Dabei wollen wir doch Frieden ...

Beispiele für Gewalt und deren Folgen:

weltweit	in unserer unmittelbaren Umgebung	in den Medien

Was bedeutet Frieden?

Im Duden steht:

1. *Ein (vertraglich gesicherter) Zustand des inner- oder zwischenstaatlichen Zusammenlebens in Ruhe und Sicherheit.*
2. *Ein Zustand der Eintracht und Ruhe.*
3. *religiös: Geborgenheit in Gott*

Was bedeutet Frieden?

Lexikon der Bundeszentrale für politische Bildung (www.bpb.de):

***Frieden** bezeichnet eine umfassende und dauerhafte Rechtsordnung und Lebensform, bei der Wohl und Wohlstand der Bürger und Bürgerinnen oberste Ziele sind. Die Friedens- und Konfliktforschung unterteilt den Begriff in a) negativen Frieden (d. h. Abwesenheit personaler, direkter Gewalt) und b) positiven Frieden (Abwesenheit struktureller, indirekter Gewalt). Aufgrund der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und als Reaktion auf die Wiederbewaffnung bildete sich in der BRD der 1950er-Jahre (Ostermärsche) und erneut Anfang der 1980er-Jahre eine Friedensbewegung als Reaktion auf den Nachrüstungsbeschluss der NATO (Friedens-Demonstrationen). In der DDR sammelte sich in den 1980er-Jahren eine unabhängige Friedensbewegung unter dem Motto »Schwerter zu Pflugscharen«; diese wurde von den staatlichen Organen verfolgt und eingeschüchtert. Nach der Auflösung des Ostblocks ist die politische Bedeutung der F.-Bewegung zurückgegangen.*

Was bedeutet Frieden?

„Schalom“

Interessant ist in diesem Zusammenhang, die Bedeutung des hebräischen Wortes **Schalom** miteinzubeziehen:

Nach biblischem Verständnis meint »Frieden« (Hebräisch: »Schalom«) nicht einfach die Abwesenheit von Krieg, sondern viel mehr: umfassendes Glück, Gesundheit und Wohlergehen des Einzelnen und der Gemeinschaft, gelungenes Leben in gelungenen Beziehungen – zu anderen Menschen, zu sich selbst und zu Gott.

Das Wort »Schalom« stammt aus der altorientalischen Umwelt der Bibel und bezeichnet den Zustand des »Heilseins« und des Wohlergehens.

Der Frieden als gelungene Beziehung zu Gott hat grundlegende Bedeutung für alle anderen Beziehungen. Die Menschen des Alten wie auch des Neuen Testaments begrüßen und verabschieden sich, indem sie einander »Frieden« wünschen.

Was bedeutet Frieden?

Frieden ist ein umfassender Zustand von Glück und Wohlergehen des Einzelnen, mit der Gemeinschaft, in der man lebt, mit Gott.

Wer in Frieden lebt, trägt Frieden in seinem Herzen und lebt mit sich selbst, mit seinen Mitmenschen und mit Gott im Einklang.

www.die-bibel.de

Symbole für Frieden Teil 1

Bedeutungen:

CND-Symbol: Das Peace-Zeichen wurde 1958 von dem Briten Gerald Holtom als Symbol der Anti-Atom-Bewegung (Campaign for Nuclear Disarmament) entworfen und erfuhr mit der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, den Protesten gegen den Vietnamkrieg, den Hippies der 60er-Jahre und der 68er-Bewegung große Popularität.



Friedenstaube: Die sogenannte Friedenstaube wurde bereits im Alten Testament erwähnt, aber erst mit einem Werk des spanischen Künstlers Pablo Picasso für den Pariser Weltfriedenskongress im Jahr 1949 wurde sie berühmt.



PACE-Regenbogenfahne: Die Regenbogenfahne mit der weißen Aufschrift „PACE“ (italienisch für „Frieden“), entworfen 1961 von dem italienischen Friedensaktivisten Aldo Capitini, ist heute ein Symbol für die internationale Friedensbewegung.



Papierkranich: Der Origami-Vogel ist Symbol für Frieden und gegen Atomkrieg. Wie es zu dieser



Bedeutung des Papierkranichs gekommen ist, erklärt die Geschichte des japanischen Mädchens Sadako Sasaki (1943–1955), das aufgrund der Strahlung der Atombombe in Hiroshima an Leukämie erkrankte.

Victory-Zeichen: Die weltweit bekannte Handgeste, bei der die Finger ein V-Zeichen formen, ist sowohl ein Zeichen für „Sieg“ als auch ein Symbol für „Frieden“.



Weißes Flagge: Die weiße Flagge wird als Zeichen für Verzicht auf Gegenwehr und Aufgeben (Kapitulation) eingesetzt.



1907 wurde das Friedenssymbol mit der Haager Landkriegsordnung zu einem offiziellen Schutzzeichen des Kriegsvölkerrechts.

Symbole für Frieden Teil 2

Zerbrochenes Gewehr: Das Symbol, das für Pazifismus und Antimilitarismus steht, ist seit 1931 auch Logo der Internationale der Kriegsdienst-



gegner (War Resisters' International), ein Zusammenschluss von Pazifisten, Antimilitaristen und Kriegsdienstverweigerer.

Olivenzweig: Bereits im antiken Griechenland war der Olivenzweig ein Symbol des Friedens, das biblisch verankert auch zusammen mit der Friedenstaube, die im Schnabeleinen Olivenzweig hält, vorkommt.



Olympisches Feuer: Bei den antiken Olympischen Spielen brannte ein Feuer als Symbol für den Frieden, denn während der Sportveranstaltung war es verboten, Krieg zu führen.



Das Symbol wird seit 1936 und bis heute bei den Olympischen Spielen verwendet.

Quelle: www.Gemeinsam-fuer-Afrika.de

Renovabis-Saatgut, „Eisenkraut/Verbene“:

Friedens-Symbolepflanzen! In der Pflanzensymbolik stehen Verbene für Frieden und Freundschaft. Schon die römischen Gesandten gingen mit einem Strauß Verbene in der Hand zu den Feinden und berührten damit den Friedensvertrag. Renovabis verteilt Eisenkraut bei der Pfingstaktion.



Arbeitsauftrag

Gestaltet nun bitte selbst ein Friedenssymbol, das euer eigenes Verständnis von Frieden beinhaltet.

Die Schlüsselrolle der Seligpreisungen

Warum stehen die Seligpreisungen am Anfang der Bergpredigt?

- Matthäus stellt die Seligpreisungen *an den Anfang der Rede*. Nicht Forderungen stehen also am Anfang, sondern Verheißungen.
- Aus den Verheißungen erwächst praktisch erst das christliche Handeln, von dem im Folgenden die Rede ist. *Nicht*: Wer jetzt gut ist, erlangt später die Seligkeit. *Sondern*: Wer all das annehmen kann, was Gott ihm jetzt schon schenkt, kann gut sein: *Weil euer himmlischer Vater so zu euch ist, könnt auch ihr vollkommensein* (vgl. Mt 5,48).

Welchen Sinn haben die Seligpreisungen?

- Die Seligpreisungen sind Ausdruck der Tatsache, dass das Reich Gottes angebrochen ist, dass es erfahrbar wird. Nur unter dieser Voraussetzung sind sie überhaupt verständlich.
- Dass die Armen selig zu preisen sind, kann nur der Glaubende verstehen. Wo das nicht der Fall ist, haben die Seligpreisungen keinen Ort, werden sie zynisch.
- Die Erkenntnis um das Bewusstsein der eigenen Armut (vor Gott) schließt erst auf für die Erfahrung des Reiches Gottes und für das neue Handeln, von denen im Folgenden in der Bergpredigt die Rede ist. Gott gibt quasi einen Vorschuss in den Seligpreisungen, der angenommen sein will. Wo das nicht geschieht, wird alles Folgende sinnlos.

Welche Folgen und welcher Auftrag ergeben sich für das christliche Handeln heute?

Die Seligpreisungen haben bis heute nichts von ihrer Provokation verloren. Doch sie sind andererseits schon so oft gelesen und gehört worden, dass es gut ist, sie immer wieder neu ein Stück weit für heute zu übersetzen, damit ihr eigentlicher Impetus wieder zum Vorschein kommt.

- *Wer sind heute die Armen, Trauernden, Gewaltlosen, Friedensstifter?*
- *Wie können wir heuteden christlichen Auftrag erfüllen?*

Wege zum Frieden zu finden, hat sehr viel mit Mut zu tun. Dies müssen auch die Jünger Jesu erfahren, als sie von ihm in *LK 10, 3-6* ausgesandt werden:

Seht, ich sende euch aus als Lämmer, die unter Wölfen leben müssen. Tragt keinen Geldbeutel bei euch, keine Tasche, keine Schuhe und hängt euch an niemanden unterwegs! Wo ihr aber in ein Haus eintretet, sagt als Erstes: „Friede diesem Haus!“ Und wenn dort Menschen leben, die Frieden lieben, wird euer Friede auf ihnen ruhen. Wenn aber nicht, wird der Friede auf euch zurückkommen.

Jesus sendet seine Jünger aus, um sich ganz der Botschaft Jesu vom Reich Gottes zu verschreiben, von der er in der Bergpredigt spricht:

- Was genau fordert er von ihnen?
- Warum sollen sie nichts mitnehmen?
- Inwiefern könnte es sie von ihrem Auftrag abbringen, wenn sie unterwegs Bindungen eingehen?
- Was meint Jesus damit, wenn er sagt, er sendet sie „als Lämmer unter Wölfe“?
- Wie lässt sich erklären, dass die Jünger sehr viel Mut aufbringen müssen, wenn sie den Menschen Frieden bringen?
- Was bedeutet das für uns?

Am Frieden mitarbeiten

Seit sechs Jahren herrscht im Osten der Ukraine Krieg – Die Ansätze für Frieden haben viele Gesichter

In einer Ecke rattern die Nähmaschinen, in der anderen zischt der Dampf der Bügeleisen, als Natalia Mezentseva die Tür zur Schneiderei öffnet. Acht Arbeitsplätze für Näherinnen stehen hier bereit. Die 52-Jährige durchquert den Raum und öffnet auf der anderen Seite eine weitere Tür. Hier liegt ein Duft nach Suppe und Kartoffeln in der Luft, zuweilen vermischt mit einem anderen, strengen Geruch. Natalia Mezentseva kommt an den Tisch, um den sich ein halbes Dutzend Männer gesetzt haben, und sagt **„Pryjemnogo apetytu – Smatschnogo!“** Das ist Ukrainisch für „Guten Appetit“. Und sie wiederholt es auf Russisch **„Priyatnogo appetita!“** Sie wechselt kurz ein paar Worte mit den Männern, dann steigt sie in ihr Auto. Auf einer zweiseitigen Straße fährt sie mitten durch Nikopol.

Die Stadt liegt im Süden der Ukraine, am Kachowkaer Stausee, der vom Dnipro gespeist wird. Zu Sowjetzeiten lebten hier bis zu 200.000 Menschen, die Stadt florierte durch ihr Manganvorkommen. Heute sind es offiziellen Statistiken zufolge 120.000 Einwohner. Natalia Mezentseva sagt, es seien gar weniger als 90.000. Das Auto rumpelt, die Straße hat viele Schlaglöcher. Es geht in den Norden, in den Stadtteil Severny. Unterwegs erzählt die 52-Jährige ihre Geschichte – keine einfache. Fast 20 Jahre lang war sie alkohol- und drogenabhängig. „Ich war fast vollständig zerstört“, sagt sie. Ihr Mann starb an Tuberkulose, der damals noch kleine Sohn wurde ihr vom ukrainischen Jugendamt weggenommen, sie selbst landete im Gefängnis. Die Drogen machten sie krank, ihr linker Arm wurde amputiert.

Frieden beginnt ganz unten

Aus dem Glauben heraus kriegte sie die Kurve, wie sie sagt. Sie engagierte sich in Sozialprojekten, um anderen Abhängigen aus ihrer Krankheit zu helfen. Vor knapp zehn Jahren

gründete sie mit Freunden und Kollegen „Nove zhyttja“ – „Neues Leben“: Eine kleine Sozialorganisation in einer alten Baracke auf dem Bahnhofsgelände. Hier gibt es die Schneiderei, in der sich arbeitslose Frauen zur Näherin um- oder weiterbilden lassen können. In die Suppenküche kommen täglich vor allem obdachlose Männer. In einem Spiel- und Klassenzimmer bieten Ehrenamtliche Kurse für Kinder aus sozial schwachen Familien an.

„Solidarität mit den Menschen“

In einem Wohngebiet am Rande von Nikopol kommt das Auto zu stehen, Natalia zeigt ein weiteres Projekt von „Neues Leben“: Ein einfacher, mit grünen Latten bedeckter Bungalow, in den drei Räumen reihen sich die Betten einander. Hier wohnen bis zu acht Mütter mit ihren Kindern. „Gekauft haben wir das Haus 2012, seitdem bietet es für Frauen in Krisensituationen einen Schutzraum“, erzählt Natalia Mezentseva. Ein Frauenhaus würde man in Deutschland sagen. Bewohnt wird es zurzeit von fünf Müttern, darunter Tatyana Yorzh. Sie ist seit 2015 hier. „Ich war damals im achten Monat schwanger, mein Freund kam ins Gefängnis und unser Haus ist niedergebrannt. Natascha hat mich dann aufgenommen“, sagt die heute 35-Jährige unter Tränen. „Ich muss noch erwähnen, dass ich alkoholabhängig war.“

Hier im Frauenhaus von „Neues Leben“ hat sie ihren Sohn Pasha zur Welt gebracht, hier fand sie einen Weg aus der Abhängigkeit, hier begann sie, ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen, sagt die junge Mutter. „Man glaubte an mich.“ Chancen ermöglichen – darin sieht Natalia Mezentseva die Aufgabe der kleinen Sozialeinrichtung „Neues Leben“. In der Ukraine herrsche zwar im Osten ein bewaffneter Konflikt, aber hier im Zentrum des Landes gehe es darum,



Am Frieden mitarbeiten

Seit sechs Jahren herrscht im Osten der Ukraine Krieg – Die Ansätze für Frieden haben viele Gesichter

eine Zivilgesellschaft aufzubauen. Daher nahm sie auch einem Projekt teil, das vom katholischen Hilfswerk Renovabis unterstützt wird. Das Projekt heißt „Dialog in Aktion“ und versucht, die zivilgesellschaftlichen Strukturen zu stärken. „Das ist die beste Vorbereitung für den Frieden“, ist sich Natalia Mezentseva sicher.

Den Frieden im Osten der Ukraine herstellen können die Kirchen wohl kaum, sagt Myroslav Frankovych Marynovytsch, rund 1000 Kilometer weiter im Nordwesten. Der heute 71-Jährige ist eine Gallionsfigur des antisowjetischen Widerstands zu Sowjetzeiten. Ende der 1970er Jahre wurde er von den Moskauer Machthabern für seinen Einsatz für die Menschenrechte zu sieben Jahren Zwangsarbeit und fünf Jahren Verbannung verurteilt. Nach der Unabhängigkeit begründete er die heutige Katholische Universität im westukrainischen Lviv mit. Marynovytsch sieht die Rolle der Kirchen in der „Solidarität mit den Menschen, die das alles auf eine andere Dimension stellt.“ Und fügt hinzu: „Die des Evangeliums.“ Er lobt die Maßnahmen, die insbesondere die katholische Kirche gleich nach dem Beginn des Konflikts 2014 einleitete, etwa die Lieferung von Hilfsgütern an kriegsgeplagte Familien oder die Aufnahme von Flüchtlingen. „Wir können über den Krieg und theoretische Friedenspläne diskutieren“, sagt Marynovytsch. „Aber wenn die Menschen unter Beschuss sind und schnelle Hilfe benötigen, dann ist das am wichtigsten.“

Humanitäre Hilfe für die Menschen im Kriegsgebiet

Ein Großteil der humanitären Hilfe erreichte die Bewohner der Konfliktregion in der Ostukraine über Kramatorsk, nur wenige Kilometer von der Pufferzone entfernt. In der Nähe vom Zentralplatz, wo noch bis zu den Maidan-Protesten 2014 prominent eine Leninstatue stand, befindet sich die lo-

kale Caritas. Ihr Direktor ist Vasili Ivaniuk. Der 52-jährige griechisch-katholische Priester unterstreicht die Bedeutung von Caritas: „Barmherzigkeit. Danach arbeiten wir“. Die Industriestadt Kramatorsk mit ihren 160.000 Einwohnern war selbst Schauplatz von Gefechten und zwischenzeitlich, im Frühjahr 2014, in der Gewalt von prorussischen Separatisten. Mittlerweile wurde Kramatorsk zum Verwaltungszentrum für den ukrainisch kontrollierten Teil des Oblast Donezk erklärt. Große Armeeeinheiten der Ukrainer stationieren hier.

„Wenn sie aufhören zu schießen, dann wäre das ein Schritt in Richtung Frieden“, sagt Ivaniuk mit Blick auf die Kämpfe, die auch trotz internationaler Friedensbemühungen immer wieder aufflammen. Fast täglich fährt ein Team von Caritas-Mitarbeitern raus in die Pufferzone, wo immer wieder Schüsse fallen. Lebensmittel, Medikamente und auch mal Brennholz werden dann verteilt. Humanitäre Hilfe, seit sechs Jahren. Doch mittlerweile sind auch „Peacebuilding“-Teams darunter. Peacebuilding – zu Deutsch Friedensaufbau. Diese Gruppen bestehen aus Ärzten, Psychologen und Sozialarbeitern. Jekaterina-Ivanova Rashanskaja ist Psychologin und fährt zwei bis drei Mal pro Woche in die Kontaktzone. Wegen der Armee-Checkpoints und der beschädigten Straße dauert die Fahrt rund eineinhalb Stunden, obwohl es zu ihrem „Arbeitsplatz“ keine 50 Kilometer sind.

„Die Menschen leiden psychisch besonders unter dem Krieg, auch wenn sie sich an die Schüsse gewöhnt haben“, sagt die 41-Jährige. „Für manche sind sie so alltäglich, dass sie ihren Sinn für Selbstverteidigung verloren haben und sich nicht mehr in Sicherheit bringen wollen.“ Besonders für die zahlreichen Kinder, die noch immer in der Pufferzone leben, sei der Krieg wie ein großes Trauma. Die Psychologin führt Gespräche mit ihnen und organisiert verschiedene Antistress-Trainings. „Es ist wichtig, dass wir jetzt schon mit den Menschen arbeiten. Das hilft ihnen, sich später zurecht zu finden“, sagt sie – später, wenn es Frieden gibt. „Ich hoffe, dass es bald diesen Frieden gibt.“



Länderprofil Ukraine

Ukrainisch: Україна/Ukrajina

M 7a



- ➔ Einwohner: 44 Millionen
- ➔ Fläche: 603.700 km²
- ➔ Staatsform: Republik
- ➔ Hauptstadt: Kyjiv (Kiev) (ca. 3 Mio. Einw.)
- ➔ Weitere große Städte: Lviv, Charkiv, Donezk, Odessa
- ➔ Landeswährung: Hrivna
- ➔ Sprache: Ukrainisch, Russisch und Sprachen der Minderheiten
- ➔ Ethnische Gruppen: rund 78% Ukrainer, rund 17% Russen, Minderheiten von Weißrussen, Polen, Bulgaren, Krim-Tataren und Juden
- ➔ Religion (geschätzte Zahlen): 67% orthodox, 8–10% griechisch-katholisch, 2% römisch-katholisch, muslimisch und jüdisch (jeweils <1%)

mehr: www.renovabis.de/laender/mittleuropa-osteuropa/ukraine/
<https://kiew.diplo.de/ua-de>

Länderprofil Ukraine

Religion und Kirche

Orthodoxe Kirche

Die Orthodoxe Kirche in der Ukraine ist mit mehr als 67% Anteil an der Bevölkerung die stärkste Gruppe der Gläubigen. Neben kleineren Gruppierungen (genaue Angaben zu den Zahlen lassen sich nicht machen) ist sie in zwei Kirchen aufgespalten:

- die **Ukrainische Orthodoxe Kirche** des Moskauer Patriarchats (UOK-MP); Oberhaupt ist Metropolit Onufrij (Berezovskij).
- und die **Orthodoxe Kirche der Ukraine** (OKU). Sie ist 2019 durch Zusammenschluss der Ukrainischen Orthodoxen Kirche des Kiewer Patriarchats und der Ukrainischen Orthodoxen Autokephalen Kirche entstanden; Oberhaupt ist Patriarch Epifanij (Dumenko). Die vom Moskauer Patriarchat nicht anerkannte Gründung der OKU hat zu einem bis heute nicht gelösten Konflikt innerhalb der Weltorthodoxie geführt.

Ukrainische Griechisch-Katholische Kirche (UGKK)

Die UGKK des byzantinischen Ritus entstand auf dem Territorium der Westukraine durch die Brester Union (1596) bzw. die Union von Ushgorod (1646). Damals unterstellten sich die orthodoxen Eparchien kirchenrechtlich und organisatorisch dem Papst; die Liturgie und das geistliche Leben folgten weiter dem ostkirchlichen Ritus. Die UGKK ist vor allem auf die Westukraine konzentriert. In der Sowjetzeit war die UGKK von 1947 bis 1989 verboten. Nach ihrer Wiedezulassung sind viele Gläubige in der Westukraine von der orthodoxen Kirche wieder zur UGKK zurückgekehrt. In der Westukraine ist sie Mehrheitskirche; der Anteil der Gläubigen an der Bevölkerung liegt in den sieben galizischen Diözesen (Lviv, Stryj, Buchach, Ternopil, Sokal, Ivano-Frankivsk und Sambir-Drohobych) zwischen 58% und 74%, in Transkarpatien (Ushgorod) bei 25% und in der Diözese Kolomyja-Chernivtsi nur bei 17%. In der Zentral- und Ostukraine sind die Gläubigen der Griechisch-Katholischen Kirche eine kleine Minderheit von knapp einem Prozent. Im Durchschnitt liegt dadurch der Anteil der Gläubigen an der Gesamtbevölkerung bei 8% (ca. 3,5–4 Mio. in ca. 3.600 Gemeinden). Die Griechisch-Katholische Kirche in der Ukraine hat fünf Priesterseminare (Lviv, Ivano-Frankivsk, Ternopil, Ushgorod und Drohobych) und für die Ausbildung von Laien die Ukrainische Katholische Universität in Lviv.

Römisch-Katholische Kirche

Die katholische Kirche des lateinischen Ritus, welche vielerorts aus historischen Gründen noch immer als „polnische Kirche“ angesehen wird, hat in der Ukraine sieben Diözesen, davon wurden Charkiv-Saporoshe und Odessa-Simferopol 2002 durch Teilung von Shytomyr/Kyjiv bzw. Kamyanets-Podolski neu errichtet. In Transkarpatien (Mukachewo) wurde die Apostolische Administratur 2002 zur Diözese erhoben. Der Anteil der Gläubigen liegt zwischen 1 und 4%. Es gibt etwa eine Million Gläubige in ca. 830 Gemeinden und drei Priesterseminare (Lviv, Vorsel bei Kyjiv und Gorodok). Am Katechetischen Institut Gorodok, am Institut für Religionswissenschaften Thomas von Aquin in Kyjiv und am Theologischen Institut in Lviv-Briukhovichi werden Laien ausgebildet.

„Klarere Position der Kirchen in Konflikten wünschenswert“

Myroslav Frankovych Marynovytsch (71) kritisierte schon während seines Studiums der Elektrotechnik in Lviv von 1967–1972 die sowjetischen Zustände, 1973 wurde er zum ersten Mal verhaftet, 1977 dann zu sieben Jahren Zwangsarbeit und fünf Jahren Verbannung verurteilt, zuvor begründete er die ukrainische Helsinki-Gruppe, die sich für Menschenrechte einsetzte. Nach dem Zerfall der Sowjetunion arbeitete er am Kiewer Osteuropa-Institut und gründete 1997 das Institut für Religion an der Theologischen Akademie in Lviv, die später zur Katholischen Universität verwandelt wurde. Seit 2007 bekleidet er den Posten des Vizerektors der Hochschule. Im Interview spricht er über die Situation der Ukraine, die Friedensbemühungen und die Rolle der Kirchen darin. Die Fragen stellte Markus Nowak in Lviv.

Herr Marynovytsch, seit 1991 ist die Ukraine unabhängig. Danach folgten zwei Maidan-Revolutionen, 2004 und 2014. Wie hat sich das Land seitdem verändert und wo steht es 2020?

Auf der einen Seite bin ich überrascht über die großen Veränderungen in der Gesellschaft. Wenn ich heute mit den 1980er Jahren vergleiche, dann scheinen das zwei verschiedene Länder und Nationen zu sein. Auf der anderen Seite bin ich auch überrascht, wie sehr die Tradition des Homo sovieticus, also der Einfluss der sowjetischen Ideologie, weiterhin aktuell ist. Es gibt da viele Überbleibsel, etwa im Justizsystem, das wir reformieren müssen. Oder in Form eines Paternalismus. Viele Ukrainer denken noch sehr paternalistisch und wünschen sich einen Zaren oder starken Präsidenten zurück, der seine Arbeit so verrichten möge, dass sie die Verantwortung für ihr eigenes Leben abgeben können. Nach den Revolutionen aber wächst eine neue Gesellschaft heran, die Verantwortung übernehmen möchte. Die neue Generation der heute etwa



Foto: Markus Nowak

25- bis 40-Jährigen will auch ohne Korruption erfolgreich sein. Zugleich gibt es noch viele Leute, die vom Paternalismus profitieren. Wir sind also ein Land in einer Transformation.

Und ein Land, in dessen Osten seit 2014 ein bewaffneter Konflikt andauert...

Ich vermeide das Wort „Konflikt“. Denn Russland will der Welt glaubhaft machen, es sei ein Konflikt zwischen den Ukrainern und sie selbst nicht Teil davon. Wie bei der Krim, da wurde auch gesagt, russische Soldaten seien nicht da, aber dann hat Putin es selbst zugegeben. Geheimdienste und die NATO wissen zu gut, dass Waffen und Munition von Russland geliefert werden. Soll das etwa humanitäre Hilfe sein? Ein weiterer Punkt: Beim Wort „Krieg“ denkt die Welt gleich an Panzer, Armeen, Atombomben und große Zerstörungen. Aber bei diesem hybriden Krieg ist der Einsatz von Militär der letzte Ausweg. Zu Beginn gab es einen Informationskrieg, wirtschaftlichen Druck und andere Dinge, die die Ukraine untergraben sollten.

Sie selbst waren Dissident in der Sowjetzeit und saßen in sowjetischer Haft. Sehen Sie dazu heute Parallelen?

Ich kann mich erinnern, wie ich damals am Radio saß und die vermeintliche „feindliche Stimme“ hörte, was die Machthaber

durch Störsignale zu unterbinden versuchten. Es gab da ein interessantes Phänomen: Wenn die Menschen das Radiosignal empfangen konnten, unterschieden sie zwischen Wahrheit und Lüge. Heute braucht es diese Störsender und Informationsblockaden gar nicht. Ein Beispiel: Meine Moskauer Freunde erzählten mir, das russische Fernsehen habe während des Maidans 2014 ganz andere Informationen verbreitet als die, als sie später von ihren ukrainischen Verwandten bekamen. Wollten die ukrainischen Verwandten sie also in die Irre führen? Die Menschen können heute nicht zwischen Wahrheit und Lüge unterscheiden. Manch Riss geht heute durch ganze Familien. Das ist eine zutiefst religiöse Herausforderung: Denn Christus ist die Wahrheit. Wenn Menschen nicht zwischen Wahrheit und Lüge unterscheiden können, dann ist das eine Katastrophe für die Menschheit.

Sie beschreiben das Phänomen der „fake news“, das es nun auch im Westengibt. Sogenannte Faktenchecker entlarven diese Lügen aber...

Ja, man kann Lügen dekodieren. Aber der Einfluss der Lüge bleibt sehr stark. Denn die Menschen denken nicht, lass mich die Information nachprüfen. Die Menschen wählen Informationen gemäß ihren Glaubenssätzen.

Das Westukrainische Lviv liegt über 1200 Kilometer weit weg von der Front im Osten. Den Krieg bekommt man hier nicht direkt mit, aber wie hat er insgesamt das Land verändert?

Wir konnten eine besondere Dynamik beobachten: Direkt nach dem Beginn der russischen Aggression hatten wir eine Art Explosion von Patriotismus und Gefühlen einer nationalen Einheit. Selbst viele russischsprachige Ukrainer und ethnische Russen, die hier wohnen, waren einfach schockiert von der Aggression, die Russland gezeigt hat. Es war eine wirklich erstaunliche Einheit für ein so verschiedenartiges Land wie die Ukraine – zumindest zu Beginn. Später begann das abzuflachen. Verantwortlich dafür war etwa die Politik, die Angst hatte, das System radikal zu verändern. Man muss sich unsere Politik wie eine ukrainische Straße vorstellen, vol-

ler Löcher. Wir haben einen Begriff dafür, wenn die Straße nur geflickt wird und der Straßenbelang nicht getauscht wird, „yamkovyi remont“. Das passiert auch in der Politik, sie flickt Löcher, aber die Straße bleibt die gleiche.

Wie kann also Frieden hergestellt werden?

Ich bin zwar ein wenig pessimistisch, was eine politische Lösung angeht. Aber eine Lösung für diesen Konflikt kann nur europäisch sein. Momentan geht jedes Land seinen eigenen Weg, ob Deutschland mit der Ostseepipeline North Stream, oder die Alleingänge von Frankreich, Italien oder Ungarn in der Russlandpolitik. Da fehlt es an Solidarität. Vielleicht kommt es zu unerwarteten Entwicklungen in Russland? Auch die Ukraine muss sich verändern. Bei diesen Herausforderungen kann uns nur Gott helfen. Ich erinnere mich an meine Zeit im Gefängnis, als der Glaube mir Kraft gab. Ich glaube, dass auch politische oder wirtschaftliche Lösungen eine spirituelle Komponente brauchen. Ganz konkrete Vorschläge habe ich leider nicht.

Welche Rolle haben die christlichen Kirchen in der Ukraine beim Friedensprozess in der Ostukraine?

Den Konflikt können die Kirchen nicht lösen. Aber es geht hier um Solidarität mit den Menschen, die das alles auf eine andere Dimension stellt, die des Evangeliums. Wir können über theoretische Friedenspläne sprechen und über den Krieg diskutieren, aber wenn die Menschen unter Beschuss sind und schnelle Hilfe benötigen, dann ist das am wichtigsten. Der Krieg in der Ukraine ruft zum Handeln auf und mit Unterstützung von Renovabis macht die katholische Kirche da schon einiges. Auch unterstützt Renovabis viele Projekte, die sich um Friedensaufbau bemühen. Es ist gut, dass es Renovabis versteht, in den Prozess des Dialoges zu investieren. Aber ich muss auch sagen, dass die christlichen Kirchen in der Ukraine und auf der Welt das Evangelium zu wenig auf die politische Agenda stellen und sich nicht trauen, die politischen Führer mit den Worten des Evangeliums anzusprechen. Hier wäre eine klarere Position der Kirchen in Konflikten wünschenswert.

„Im Krieg fühlst du Angst“

Mitten in der Nacht wach werden und nicht mehr einschlafen können. Morgens nach dem Aufwachen hastig aufspringen und nach der Waffe suchen. Ihor Kapustianski sagt: „In der Kampfzone sind wir immer neben der Waffe eingeschlafen, das war unsere Sicherheit, daran war ich gewöhnt.“ Der 34-Jährige wurde

2016 wie viele andere Männer zwischen 20 und 55 Jahren in der Ukraine zur Wehrpflicht herangezogen, er war in Popasna bei Luhansk stationiert und dort im medizinischen Dienst tätig. Kapustianski berichtet, wie sich sein Militärdienst auch nach seiner Demobilisierung auf sein Leben niedergeschlagen hat. Die Ärzte haben ein posttraumatisches Syndrom diagnostiziert. Psychologische Unterstützung und verschiedene Trainingshelfen ihm, damit umzugehen.

„Das erste, was du fühlst, wenn du in den Krieg ziehst, ist Angst“, erinnert sich Kapustianski. Verstärkt wurde sein Gefühl durch die ersten Erlebnisse in der Kontaktzone. „Als wir



Foto: Markus Nowak

ankamen, gab es ein Gewitter und der Donner klang so, als wären wir unter Beschuss“, sagt der damals 29-Jährige. Der Truppentransporter ging kaputt und es war mitten in der Nacht. „Zum Glück haben uns andere Soldaten in der Nähe

geholfen“, erinnert er sich. Sonst wären sie vielleicht wirklich unter Beschussgeraten. Heute denke er ungern an seine Einsatzzeit. „Wenn du in der Armee bist, dann ist man die ganze Zeit unter Stress“, sagt er. Viele seiner damaligen Kameraden aber romantisierten jene Monate an der Front hinterher und wollten das sogar noch einmal erleben.

„Wenn ich später meinen Enkeln davon erzähle, dann will ich die ganze Wahrheit sagen“, erklärt der Ex-Soldat. „Die Kameradschaft ist etwas Gutes, aber

wir dürfen nicht vergessen, dass es Krieg ist, und das ist nichts Gutes.“ Sein Einsatz liegt nun drei Jahre zurück, mittlerweile ist er wieder in sein altes Leben zurückgekehrt, arbeitet in der pharmazeutischen Forschung und lebt in seiner Heimatstadt Charkiv.

„Der Frieden beginnt im Kopf“

Zwei Dutzend Menschen sitzen auf weißen Klappstühlen. Vorne hat Artiom Rodiau Grygoryan einen Projektor aufgebaut und zeigt einige Bilder. Meistens sind Köpfe mit unterschiedlicher Mimik zu sehen, hin und wieder verzieht auch Grygoryan selbst sein Gesicht, um damit das Gefühl anzudeuten, von dem er gerade spricht. „Der Weg zu dir selbst“, heißt das Seminar, der 45-jährige Psychologe Grygoryan leitet den Workshop. Er spricht über den Umgang mit Stresssituationen, mit Autounfällen etwa, aber auch mit kriegerischen Auseinandersetzungen. „Mir geht es nicht darum, den Zustand der Menschen zu diagnostizieren“, sagt Grygoryan. „Ich will ihnen helfen, sich selbst zu helfen.“

Im Raumsitzen Ex-Kombattanten der ukrainischen freiwilligen Verbände, die am Konflikt im Osten

des Landes teilnehmen, und ihre Familien. Grygoryan kennt den Ukraine-Konflikt aus eigener Erfahrung, er hatte sich freiwillig für den Einsatz gemeldet: Für die Freiwilligen-Organisationen „Heimatfront“ und „Komm lebend zurück“ transportierte er Lebensmittel oder auch mal Nachtsichtgeräte in das Kriegsgebiet der Ostukraine. Das gibt dem Mann mit Glatze



Foto: Markus Nowak

und Dreitagebart eine gewisse Autorität. „Es geht darum, dass die Teilnehmer ihre Situation und die des Gegenübers verstehen und so den Weg vom Krieg zurück in den Frieden finden“, sagt Grygoryan. Daraufhin leitet er ein Rollenspiel an, bei dem sich die Teilnehmer in extreme Stresssituationen hineinendenken sollen und sie überwinden.

„Der Krieg verändert die Menschen durch den Stress, den er erzeugt“, beobachtet der Trainer Grygoryan und zitiert eine Statistik, dass 70 Prozent der Ehen von Ex-Kombattanten in die Brüche gehen. „Die Lebenseinstellung und das Weltbild verändern sich, obwohl nach außen alles gleich zu sein scheint“, sagt der 45-Jährige. Idealerweise müssten Soldaten, die in den Einsatz gehen, nicht nur geschult werden, Verbände anzulegen, sondern auch dem psychischen Druck des bewaffneten Konfliktes standzuhalten. Ein Tagesseminar wie dieses helfe den demobilisierten Soldaten, auch über den Zustand ihrer Psyche nachzudenken und, falls nötig, professionelle Hilfe aufzusuchen: „Wie wir wissen, starten Kriege in den Köpfen der Menschen. Deswegen sollte der Frieden auch darin beginnen.“

„Frieden braucht Vergebung“

24 Stunden, sieben Tage in der Woche: Wenn Schwester Symeona einen Dienstplan hätte, würde er so aussehen. „Ich bin hier seit dem Beginn des nie erklärten Krieges, seit 2014“, sagt die 46-jährige Ordensfrau. Mit „hier“ meint die Ordensfrau das Krankenhaus in einem Militärdorf der ukrainischen Armee, eine halbe Autostunde von der Stadt Dnipro entfernt. Es ist das nächstgelegene zentrale Militärkrankenhaus vor der Kontaktzone im Osten der Ukraine. Von hier aus sind es etwa 250 Kilometer bis Donezk. Schwester Symeonas Büro ist gleichzeitig ihr Schlafzimmer, aus dem Fenster sieht sie Kasernen, dahinter liegt ein Truppenübungsplatz. Schwere Fahrzeuge sind zu hören. Die Ordensfrau ist eine von wenigen Frauen, die als Soldatenseelsorgerin in der ukrainischen Armee arbeiten, ihre Aufgabe ist eine spirituelle und psychische Unterstützung der Soldaten.

Ein Job, der ihr viel abverlangt: Denn hierher werden die oft schwer verwundeten ukrainischen Soldaten gebracht. „Wir ‚Militärkapläne‘ sind für diejenigen da, die von der Front wiederkehren, und wir helfen ihnen, sich an den alten Alltag anzupassen“, sagt die Nonne. Alle ihre Patienten haben diverse Traumata erlebt. „Diese unsichtbaren Wunden sind manchmal schwer-

wiegender als die sichtbaren“, sagt sie. „Es gibt dagegen keine Tabletten oder Medikamente, die helfen würden. Ich versuche es mit Spiritualität.“ Als ausgebildete Psychologin bietet sie Gespräche, Meditationen und gemeinsame Gebete mit den Kriegsheimkehrern an. Die

Gewalt, die die Soldaten in dem Konflikt erleben, könnten sie nicht einfach vergessen, „ich versuche, ihnen beizubringen, wie man damit richtig lebt“.

„Wir müssen ihnen helfen, das zu vereinbaren, was ihr Kopf denkt und was ihr Herz fühlt. Sie brauchen diese Harmonie.“ Als ihr Bruder 2014 bei einem Hubschrauber-Absturz an der Front ums Leben kam, hatte auch sie ein Trauma. Das Gebet habe ihr bei der Verarbeitung geholfen, das Gebet lade sie auch in ihrer täglichen Arbeit wie eine Batterie auf. Als die heute 46-Jäh-

rige mit 19 Jahren in ihren Orden, der auf den byzantinischen Mönch Theodor Studites zurückgeht, eingetreten ist, konnte sie sich nicht vorstellen, einmal in die Militärseelsorge zu gehen. Ob sie sich Frieden in der Ukraine vorstellen kann? „Frieden kommt nicht von ungefähr und braucht Verständnis, Vergebung und die Bitte um Vergebung“, sagt Schwester Symeona. „Es ist wie eine neue Seite in einem Buch. Und sie muss handgeschrieben werden von uns allen.“



Foto: Markus Nowak

„Der Konflikt geht durch die Familien“

„Oleksandrivka liegt am Oberlauf der Samara, einem linken Nebenfluss des Dnipro im Nordwesten der Oblast Donezk, 130 Kilometer von deren Zentrum Donezk.“ Am Wikipedia-Eintrag über die 3.600-Einwohner Siedlung Oleksandrivka ist die Lage und Einwohnerentwicklung vielsagend: Geografisch liegt es im von den Separatisten besetzten Bezirk Donezk auf ukrainischer Seite. Und allein seit 2001 ist die Bevölkerung hier um fast einen Fünftel zurückgegangen. Beides Fakten, die Volodymyr Davikuka die Tätigkeit als Ortsvorsteher nicht gerade erleichtern. Es sind Herausforderungen, sagt er. Als Politiker könne er nachvollziehen, dass die Menschen gute Lebensverhältnisse wollen, „aber man muss selbst dafür etwas tun und nicht nur auf bessere Zeiten warten.“ Volodymyr sitzt vor einer Karte des Donezker Gebiets in seinem Büro und wird sehr direkt in seiner Kritik an den von Russland unterstützten Separatisten.

„Wenn man in einem anderen Land leben

möchte, kann man seine Koffer packen und wegziehen“, sagt er. „Und hier wollen die Menschen in ihren Häusern bleiben und zu einem anderen Staat gehören.“ Also die Separatisten und ihre Anhänger hinter der Grenze,



die nur wenige Kilometer von hier verläuft. „Das ist so, als würden Sie in Deutschland morgens aufwachen und draußen hängt die Schweizer Fahne“, beschreibt er. „Nur, weil Ihr Nachbar in der Schweiz leben, aber in seinem Haus in Deutschland bleiben will.“ Die Siedlung Oleksandrivka liegt in der ukrainischen Peripherie und ist von Südosten wegen des Krieges nicht erreichbar, ebenso nicht die Bezirkshauptstadt Donezk. Aber neben den administrativen Schwierigkeiten oder dem Wegzug der Menschen aus Perspektivlosigkeit, hat der Krieg noch größere Auswirkungen auf die Bevölkerung.

„Bei uns geht der Konflikt täglich durch die Familien hindurch“, sagt Davikuka. „Während

in anderen Regionen, etwa im Westen, die Menschen vom Krieg nur durch die Nachrichten über die vielen Toten etwas mitbekommen.“ Ob der Krieg – eigentlich nur einen Katzenprung von ihm – irgendwann vorbeisein wird? Erlaubt, dass auch Schwierigkeiten innerhalb der ukrainischen Gesellschaft mitverantwortlich sind für die Separationsbemühungen im Osten. Als studierter Historiker argumentiert er aus der Geschichte heraus: „Jedes Land ist aus bestimmten Gründen so, wie es ist“, sagt er und zählt auf, dass die Ukraine – verglichen mit Deutschland – ein junger Staat sei. 300 Jahre war man unter russischen Machthabern, 75 Jahre Teil der UdSSR. „Wir versuchen seit 30 Jahren, Ukrainer und damit frei zu sein. Und das ist schwierig.“ Wie schwierig, das be-

schreibt er mit einem eigentümlichen Vergleich: „Die Ukraine ist wie eine junge Frau, die gleichzeitig versucht, jugendlich und reich an Erfahrungen und Klugheit zu sein.“ Das aber gehe nicht zusammen. „Wie eine Frau muss auch die Ukraine erst mit den Jahren an Erfahrung und Klugheit reicher werden.“



Foto: Markus Nowak

„Neues Leben – darum geht es im Frieden“

„Vom Saulus zum Paulus“ – so oder so ähnlich könnte die Autobiografie von Natalia Mezentseva heißen, wenn sie denn eine schreiben würde. Die 52-Jährige schreitet schnellen Schrittes durch den Flur, öffnet eine Tür. In einer Eckerattern die Nähmaschinen, in der anderen zischt der Dampf der Bügeleisen. Es ist die Näherei von „Nove zhyttja“, zu Deutsch: „Neues Leben“. Das ist eine Sozialeinrichtung, die sich in einer ehemaligen Bahnhofsbaracke in der südkrainischen Stadt Nikopol befindet. Ihre Leiterin ist Mezentseva, aber das ist der Teil ihrer Biografie, als sie bereits zum „Paulus“ geworden war.

Der Reihe nach: Mezentseva war verheiratet, hatte einen Sohn. Aber sie war suchtkrank. „20 Jahre lang war ich drogenabhängig und habe mein Leben in dieser Zeit fast zerstört“, beschreibt sie ihre Vergangenheit. Ihr Mann starb an Tuberkulose, der damals kleine Sohn wurde ihr vom ukrainischen Jugendamt abgenommen, sie selbst landete im Gefängnis. Die Drogen machten sie krank, ihr wurde der linke Arm amputiert. Aus dem Glauben heraus kriegte sie die Kurve, wie sie sagt. „Ich habe mich entschieden, wieder anders zu leben“, beschreibt sie es. Und sie engagierte sich in Sozialprojekten, um andere Abhängige im Kampf gegen ihre Krankheit zu unterstützen.



Vor knapp zehn Jahren gründete sie mit Freundinnen und Freunden „Neues Leben“. Hier gibt es die Schneiderei, in der sich arbeitslose Frauen zur Näherin um- oder weiterbilden lassen können. In der Suppenküche kommen täglich vor allem obdachlose Männer zu Kräften. Zudem gibt es Angebote für Kinder aus sozial schwachen Familien und ein Frauenhaus für junge Mütter in Not.

Als der Krieg im Osten des Landes begann, erschienen in Nikopol auch die ersten Binnenflüchtlinge. Für 45 Familien aus dem Kriegsgebiet organisierte Mezentseva mit ihrer kleinen Organisation ein Wohnheim und war darauf bedacht, dass es zu keinen Spannungen mit der einheimischen Bevölkerung kam. „Viele Einheimische haben nicht verstanden, wieso wir hier Flüchtlinge haben“, sagt die 52-Jährige heute. „Ihnen wurde die Schuld am Konflikt zugeschoben.“ Mehrere Programme zum gegenseitigen Kennenlernen halfen, die Gruppen miteinander zu versöhnen. „Darum geht es doch im Frieden“, sagt Mezentseva und fügt ihre Hoffnung hinzu, dass es bald dazu kommt. „Ich möchte anderen Menschen helfen, wie mir einst geholfen wurde“, sagt sie über ihr Leitmotiv. „Und was motiviert mehr, als zu sehen, dass sich das Leben zu einem besseren verändert?“

„Wir hoffen, dass unsere Tochter in einem friedlichen Land aufwächst“

„Wir wollen keine ukrainische Flagge auf dem Kreml oder so“, sagt Tatiana Matvejiva. „Aber Frieden kann es nur nach einem Sieg von uns Ukrainern geben.“ Mit ihrer Meinung stehe sie nicht alleine da in der Ukraine, sagt die 29-Jährige. Viele in ihrem Freundeskreis denken so über den bewaffneten Konflikt mit den von Russland unterstützten Separatisten im Osten des Landes. „Wir wollen zumindest eine sichere Grenze nach Osten. Ich weiß, dass die Situation schwierig ist, aber es muss zu einem Dialog über Donezk und Luhansk kommen. Und über die Krim.“ Die jetzige Situation – ein eingefrorener Konflikt – sei nichts Gutes. „Das Problem wird nur vertagt und führt zu schlimmen Konsequenzen.“ Etwa einer weiteren Abspaltung des Ostens von der Ukraine, glaubt die junge Frau.

„Wir und viele andere haben uns freiwillig gemeldet, um den Konflikt zu stoppen. Unsere Kinder sollen nicht Teil davon werden“, sagt die Mutter einer zweijährigen Tochter. „Wenn es

weiterhin ein eingefrorener Konflikt bleibt, dann müssen sich unsere Kinder und Enkel damit auseinandersetzen. Und das will ich nicht.“ Tatiana Matvejiva erzählt ruhig und besonnen ihre Ge-



Foto: Markus Nowak

schichte. Etwa, wie sie sich mit ihrem damaligen Freund für den Freiwilligeneinsatz meldete. 2014 war das. Beide wurden in der Militäradministration in Druzhkivka eingesetzt, unweit der Kampfzone, aber auf sicherem Gebiet. Dennoch habe sie Traumata durch den Krieg und nimmt daher an Antistress-Trainings teil. „Ich habe manchmal Schwierigkeiten im täglichen Leben“, vor allem gleich nach der Zeit an der Front war es schwer, sich an den vermeintlich friedlichen Alltag zu gewöhnen.

Die gelernte Buchhalterin ist derzeit in Mutterschutz. Mit ihrem heutigen Mann war sie schon lange vor dem Konflikt zusammen, aber als sich beide freiwillig gemeldet haben, habe sie gemerkt, wie sie sich aufeinander verlassen können und zueinander gehören. „Unsere Beziehung

stand zuvor vor einer Probe und dann haben wir uns entschieden, zusammen zu bleiben, zu heiraten und ein Kind zu bekommen“, sagt die junge Mutter. Ein Kind, mitten im Krieg. Sietun alles, damit die Kleine das nicht mitbekommt. „Als wir erfuhren, dass es ein Mädchen wird, haben wir sie Viktoria genannt.“ Viktoria, Lateinisch für Sieg, ist derzeit ein beliebter Name in der Ukraine. „Wir hoffen, dass sie in einem friedlichen Land aufwächst“, sagt die junge Mutter. Ob es so sein wird, werde sich zeigen. „Aber die Hoffnung soll auch Teil ihrer Identität sein.“



„Wenn sie nur aufhören zu schießen“

Gemeindepfarrer, Militärkaplan, Caritasdirektor, Ehemann und Familienvater: Vasili Ivaniuk füllt als griechisch-katholischer Priester gleich mehrere Rollen aus. „Vor ein paar Jahren haben sich die Umstände geändert, ich habe mehr Arbeit bekommen, bin weiterhin Priester geblieben“, sagt der 52-Jährige. Er meint damit den Beginn der bewaffneten Unruhen im Osten des Landes, nur wenige Kilometer von Kramatorsk, wo Ivaniuk mit seiner sechsköpfigen Familie lebt. 2014 war das, da wurde er zum Militärseelsorger der hier stationierten ukrainischen Truppen und zum Caritasdirektor ernannt. Als der Krieg im gleichen Jahr begann, wurde auch für seine Stadt Kramatorsk ein neues Kapitel aufgeschlagen, zeitweise ein blutiges Kapitel. Kramatorsk war phasenweise umkämpft und ist nun die letzte Großstadt auf ukrainischem Gebiet. Unter der Führung von Vasili Ivaniuk begann die Caritas Kramatorsk ihr Engagement in der Pufferzone, wo immer wieder scharf ge-



schossen wird und weiterhin Menschen leben.

„Caritas bedeutet Barmherzigkeit und danach handeln wir“, sagt der 52-Jährige, der seit 25 Jahren Priester ist. Dazu gehöre es, den Menschen humanitäre Hilfe wie Lebens-

mittel oder im Winter auch Brennmaterial zu bringen oder ihnen Unterstützung durch Psychologen zu ermöglichen.

„Wenn sie nur aufhören zu schießen, wäre dies der erste Schritt in Richtung Frieden“, sagt Ivaniuk. Am Frieden arbeiten auch seine beiden Söhne mit, sagt er voller Stolz. Einer von ihnen ist Soldat, der andere ist ins Priesterseminar gegangen. „Der eine verteidigt unser

Vaterland, der andere verteidigt unsere Leute vor dem Bösen“, sagt Ivaniuk und lächelt. Überhaupt scherzt der 52-Jährige viel, etwa mit seinen Caritas-Mitarbeitern in der Zentrale in der „Myru“-Straße („Friedensstraße“) oder mit den Wachposten beim Betreten des hier ansässigen Militärstützpunktes.

Für die Soldaten ist er Ansprechpartner in

seelsorgerischen Fragen oder hält in einer provisorisch zusammengezimmerten Holzkapelle Gottesdienste. Manchmal muss er auch hinaus ins Feld zu einer Andachtsfeier. „Wie ich für alle meine Aufgaben Zeit finde?“ Alles sei eine Sache von Prioritäten. „Wir leben nur einmal, und da zählt jeder Augenblick. Die Zukunft liegt ohnehin in Gottes Hand“, sagt er. In Gottes Hand liegt – so seine Meinung – auch der Frieden in der Ukraine. „Wenn der Präsident einen Friedensvertrag unterzeichnen würde, heißt es nicht, dass es gleich dazu kommt“, glaubt Ivaniuk. Seiner Meinung nach müssen die Menschen beiderseits der Front miteinander versöhnt werden. Hier komme auch seine Rolle als griechisch-katholische Geistlicher zum Tragen. „Kriege werden von Politikern begonnen – Priester und andere werden gebraucht, um sie zu beenden.“

